

Das Palais de Tokyo ist ein Trumm aus einer Zeit, in der so ernst gebaut wurde, wie es zwei Jahre später wirklich werden würde: heroisch, klassisch, einschüchternd. Allein der Westflügel ist so riesig, dass nicht einmal die Mitarbeiter alle Räume kennen. Nun hat die Institution ihre zigtausend Quadratmeter nach mehrjähriger Renovierung einem einzigen Künstler überlassen, der sogar in die Architektur selbst eingreifen durfte. Und was hat Philippe Parreno daraus gemacht? Eine Geisterbahn, ein Spukhaus mit Klavierbegleitung. „Anywhere, Anywhere Out of the World“ ist eine der schönsten Ausstellungen des Jahres, und sie gehorcht sklavisch dem Klavier. Sämtliche Videos, alle Performances und Installationen richten sich in ihrer Abfolge und Taktung nach der Klavierfassung von Strawinskys Ballett „Petuschka“ von 1910. Die Pianos werden dank eines technisch aufwendigen Apparates zentral angesteuert, deshalb sieht man im Haus immer wieder Klaviaturen, auf denen Geisterhände spielen, während 56 Wandleuchten im Takt flackern. „Petuschka“ handelt von einer Puppe, die durch Musik zum Leben erweckt wird.

Automaten faszinieren Parreno, der 1964 in Oran geboren wurde. In seiner Videoarbeit „The Writer“ von 2007 sieht man den „Androiden“ des Schweizer Uhrmachers Pierre Jacques-Droz aus dem 18. Jahrhundert: eine Puppe mit Menschengesicht, die in der Lage ist, mit einer Feder auf Papier einen Satz zu schreiben, eine Frühform des Computers. Immerhin, der Besucher wird nicht programmiert. Man kann seine Wege durch die Schau selbst bestimmen. Schon von weitem lockt eine dreißig Meter breite LED-Wand, auf der unter anderem Parrenos erste Videoarbeit „Flowers“ (1987) zu sehen ist. Oder ein schwimmender Tintenfisch, der über die Farbwechsel der Haut mit seinen Artgenossen kommuniziert. Von weitem sieht das aus, als schwimme er durch den Raum, ein Geist aus dem Meer, der hier lautlos durch die hohen Räume gleitet.

Wie in jeder anständigen Geisterbahn wird die Außenwelt hier außen vor gelassen. Die Fensterscheiben sind mit matter Folie abgeklebt, manchmal wird es ganz dunkel. Unter dem Titel „Fade to Black“ zeigt der Künstler nie realisierte Arbeiten, die er mit fluoreszierender Tinte auf buntem Papier ausgeführt hat. Die Zeichnungen werden nur sichtbar, wenn sie zuvor beleuchtet wurden, danach werden die Umrisse schwächer. Unter normaler Beleuchtung sieht man nur das bunte Trägerpapier, in der folgenden Dunkelheit nur die fluoreszierenden Zeichnungen und zum Schluss wieder beide: Die Geister seiner gescheiterten Projekte suchen Parrenos Ausstellung heim.

Doch die Retrospektive ist keine reine Monographie. Parreno hat immer wieder mit anderen Künstlern zusammengearbeitet. Am bekanntesten ist die Kollaboration mit Douglas Gordon von 2005. „Zidane: A 21st Century Portrait“ zeigt aus 17 Kameraperspektiven den Jahrhundertfußballer Zinedine Zidane während eines Matches. In Paris hängen siebzehn kristallklare Flachbildschirme im Raum, zum ersten Mal überhaupt wird die Arbeit so aufwendig inszeniert. Auch Liam Gillick und die Französin Dominique Gonzalez-Foerster sind vertreten, Letztere mit einem Bücherbord, das nachgibt, wenn man sich dagegenlehnt. Die Geheimtür führt in einen Raum mit Zeichnungen von John Cage und Merce Cunningham, eine Rekonstruktion einer Ausstellung aus dem Jahr 2002.

Literatur als buchstäbliche Tür zu einer anderen Welt, das ist natürlich charmant gedacht. Im Regal stehen Bücher, die in einem geistigen Zusammenhang mit der von Abwesenheiten und Spuk bestimmten Ausstellung stehen: von Philip K. Dicks „Man in the High Castle“ über Bret Easton Elliss’ „Lunar Park“ bis zum „Geheimen Tagebuch der Laura Palmer“ von Jennifer Lynch. An der Literatur schätzt Parreno vor allem ihre Fähigkeit, das Imaginäre in die Realität diffundieren zu lassen wie bei Philip K. Dick und William Gibson. „Geister kommen aus Bibliotheken“, sagte er kürzlich in einem Interview mit der Zeitschrift „Frieze“. „Es ist das Buch, das man gelesen hat und das einem wieder einfällt, Ideen, von denen man glaubte, sie vergessen zu haben. (...) Das Wissen sucht einen Heim.“

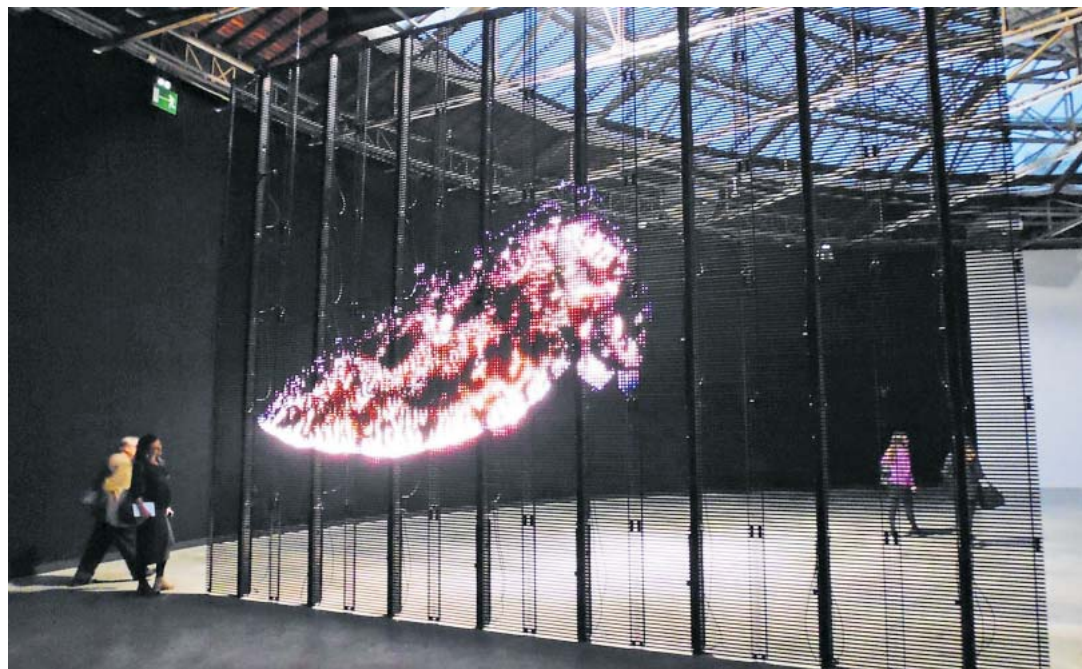
Damit mag auch das Wissen um das Haus und seine Geschichte gemeint sein, das bisher kein Künstler allein anvertraut bekam. Vorausgeschickt hat Parreno vor einem Jahr den Landschaftsarchitekten Bas Smets. Dieser sollte das Gebäude wie eine gewachsene Topographie betrachten und dann überlegen, wo man etwas hineinpflanzen, wo man bauen und was man umgestalten könne. Dabei wurden Räume aufgetan, an deren letzte Nutzung sich keiner mehr erinnern konnte, wie der kleine Kinosaal im Keller, in dem nun Tino Sehgal eine Performance stattfinden lässt, die wiederum an eine frühere Arbeit Parrenos anknüpft. „Anywhere Out of the World“ aus dem Jahr 2000 war ein Projekt, für das Par-

# Nicht von dieser Welt

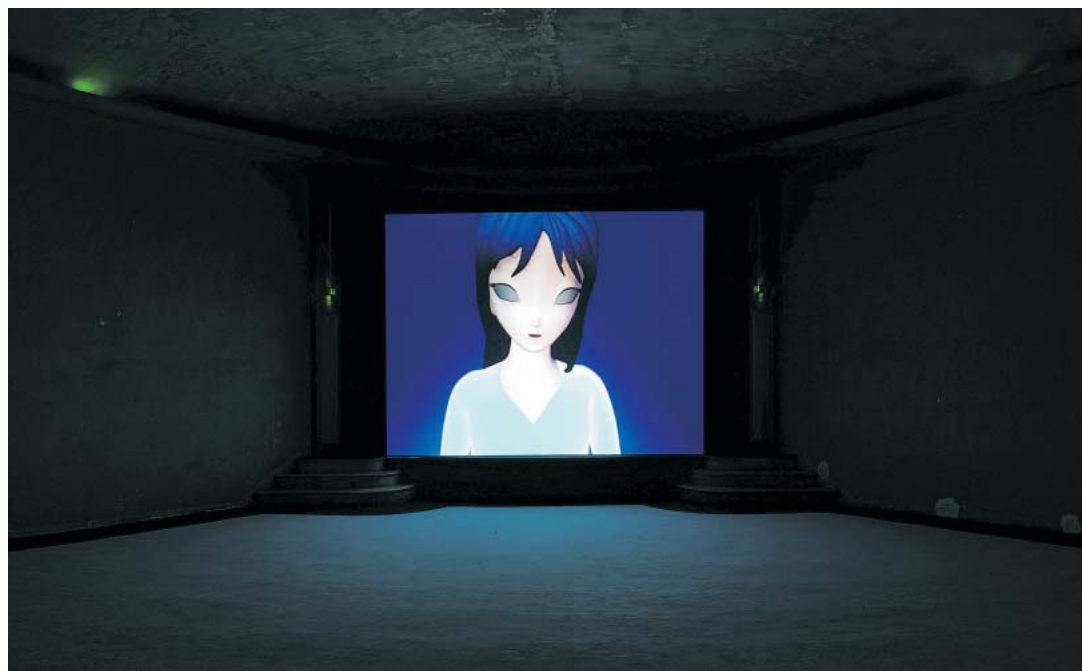
Wie es sich anfühlt, eine Fiktion zu sein: Philippe Parreno verwandelt den Palais de Tokyo in Paris in eine Geisterbahn



Werke schauen uns an – „Anywhere, Anywhere Out of the World“, wie die Ausstellung beißt. Foto Aurélien Mole



Ein Geist aus dem Meer – Parrenos Tintenfisch im Palais de Tokyo. Foto Pofalla



Sie mag Besucher, weil sie so individuell sind: das Anime-Mädchen Ann Lee. Foto Aurélien Mole

reno gemeinsam mit dem Künstlerkollegen Pierre Huyghe die Rechte an einer Anime-Figur namens Ann Lee erwarb. Anschließend stellten sie Ann Lee achtzehn Künstlern zur Verfügung, um die fiktive Person des jungen Mädchens verschiedene Realitäten annehmen zu lassen.

Dreizehn Jahre später kann man Ann Lee sehen, wenn man auf dem blauen Kunststoffteppich eines Kinoplatz nimmt, von dessen Wänden die Farbe abblättert. Sie ist äußerlich unverändert und schildert, wie es sich anfühlt, wenn man eine von jemand anderem erdachte Figur ist, ganz schön seltsam nämlich. Doch wirklich gespenstisch wird es erst, als das Licht angeht. Ein etwa zwölfjähriges Mädchen löst sich unauffällig von den Anwesenden, nimmt vor der Leinwand Aufstellung und spricht zu den versammelten Kunstfreunden auf eine Art, die nicht von dieser Welt ist: Das Kind verhält sich und spricht wie eine Anime-Figur. Es ist die fleischgewordene Ann Lee, deren Lebensraum das Museum ist, was sie nicht zu stören scheint: „Ich mag Ausstellungen. Und ihre Besucher. Sie sind so individuell.“

Die Kollaboration von Sehgal und Parreno ist allein schon die Reise nach Paris wert. Denn sie zeigt, wie das Unheimliche heute beschaffen ist. Die Menschen des 18. Jahrhunderts fanden schreibende Puppen gruselig, wir wirkliche Menschen, die wie Computer agieren. Das Prinzip ist lange bekannt. In seiner Abhandlung „Zur Psychologie des Unheimlichen“ von 1906 (die Freud in seinem Aufsatz über „Das Unheimliche“ zitiert) nennt der Psychologe Ernst Jentsch als sicheren Kunstgriff für das Erzeugen unheimlicher Gefühlszustände den „Zweifel an der Beseelung eines anscheinend lebendigen Wesens und umgekehrt darüber, ob ein lebloser Gegenstand nicht etwa beseelt sei“. Parrenos Schau ist durch und durch geisterhaft, da das Gebäude als solches die Charakteristika des Automaten annimmt. „Ein Automat imitiert das Leben“, so Parreno, „macht dabei im Grunde aber nur eine Sache wieder und wieder. Für mich ist die Ausstellung wie ein Automat.“

Über dem Eingang installierte der Franzose ein Marquee aus transparentem Plastik. Marquees sind die leuchtenden Dinge über britischen und amerikanischen Kinos, auf denen die Namen der Filme und Schauspieler zu lesen sind, oft mit blinkenden Lampen ringsum. Parrenos Marquee leuchtet unbeschriftet und ist transparent, es annouciert nichts als sich selbst. Tief im Innern des Hauses hat er ein ganzes Dutzend von ihnen versammelt, in einem riesigen schwarzen Raum, der mit schwarzem Filz ausgekleidet ist. Auch hier spielt „Petuschka“, und je nachdem an welcher Stelle der Partitur man sich befindet, springt eins der Marquees an, durch das man hindurchsehen kann wie durch eine Erscheinung. Wenn das Kino die Kunstform des 20. Jahrhunderts ist, ist dann der Strom seine Seele? Von den Zeitgenossen der Elektrifizierung wurde es oft als geisterhaft empfunden, wenn sie die Dinge wie von selbst bewegten, und dank des elektrifizierten Kinos sieht man Menschen, die schon lange tot sind und auf der Leinwand umherlaufen.

Parrenos Arbeiten beschäftigen sich mit den Momenten, in denen die Moderne Gespenster hervorbringt. Mit „Marilyn“ (2012) hat er sich eine der am besten ausgeleuchteten Ikonen des 20. Jahrhunderts ausgesucht. In seinem Film sieht man sie aber nie selbst; man sieht, was sie sieht, oder vielmehr gesehen haben könnte, in ihrer Suite im „Waldorf Astoria“ in New York in den Fünfzigern. Parreno hat Experten engagiert, die ihm dabei halfen, die Stimme der Monroe am Computer so nachzubilden. Einem Roboter wurde beigebracht, ihre Handschrift zu imitieren, die Kamera wiederum nimmt ihren Blickwinkel ein. Das Ganze wird in Kinoqualität dargeboten. Das Premierenpublikum liebte diese Phantasmagorie, deren Mittelpunkt eine Abwesenheit ist.

Am Eröffnungsabend wanderte man noch lange durch das von der Renovierung entkernte Spuk Schloss, in dem elektrische Türen mitten im Raum plötzlich aufglitten. Ständen sie offen, hörte man die Geräusche von draußen, vor allem die Skater, die auf der Terrasse ihre Kunststücke übten. Dahinter wartete eine hohe, leicht stumpf verspiegelte Wand mit einer einzigen Türe, die dann und wann aufging, allerdings von Menschenhand. Dahinter, so schien es, tat sich der Spalt zu einer eleganten Welt auf, mit lindgrünen Sesseln und goldenem Licht, das die Pariser noch besser aussehen ließ, als sie es ohnehin taten. „Good evening, Sir, how can I help you?“, fragte eine Dame am Eingang. Sie schien irgend etwas zu wissen, das einem selbst noch nicht klar war, und für einige Sekunden dachte man, wieder bei Tino Sehgal zu sein, in irgendeiner abgefeimten Performance, auf einer Art invertiertem Filmset, im Gespensterreich zwischen Realität und Fiktion.

Dieser Raum war die Bar. BORIS POFALLA  
Philippe Parreno, „Anywhere, Anywhere Out of the World“, Palais de Tokyo, Paris, noch bis zum 12. Januar 2014

## NACKTE WAHRHEITEN



### Nazibook

Bei Facebook gibt es ja absolut alles. Auch rechte Frauen. Draußen, auf der Straße, sieht man die nicht so oft, aber man kann rechte Frauen in Filmen wie „Die Kriegerin“ angucken oder von ihnen lesen in Dossiers über die Bedeutung von Frauen in der rechten Szene, wo sie angeblich vor allem für das Soziale zuständig sind, und dann kann man natürlich Bilder von Beate Zschäpe betrachten, auf denen sie ihren Mund zusammenknüpft oder sich durch das Haar fährt, aber diese Bilder verraten nichts, außer ein Geheimnis, das Was-ist-nur-im-Kopf-dieser-Frau-los-Geheimnis, und genau diese Frage stellt man sich sherlockholmes-mäßig und so aus der Ferne angenehm angeekelt wieder, wenn man die Facebook-Einträge junger Nazi-Frauen studiert, wobei die Tatsache, dass es sich um weibliche Nazis handelt, wichtig ist, denn von ihnen erwartet man mehr Mitgefühl, Weichheit, Wärme – eben all jene Eigenschaften, die Frauen typischerweise eher zugeschrieben werden, weswegen man noch viel aggressiver wird, wenn so einer Frau, so einer Janina oder Julia, auf Facebook die deutschen Patrioten gefallen, die irgendwelche Fotos posten, auf denen draufsteht, dass unsere Großväter Helden waren und so weiter.

Was gefällt Julia noch? Die NPD, Skinheadgirls, Freie Kräfte Ost, Thor Steinar, aber auch Starbucks Deutschland, Flesh Tunnel Shops und ganz viele Tätowierer und Piercing-Seiten. Die junge Frau, die hier Julia genannt wird, ist mit ihrem Freund zu sehen. In den Ohren hat sie große Löcher, welche Knöpfe beinhalten, auf denen ein Anker drauf ist. Ihr glatzköpfiger und totalgepiepelter Freund hat so ähnliche Knöpfe, die sie knutschen auf eigentlich jedem der Bilder. Die Haare sind sehr bunt gefärbt (lila, pinkfarbene, blaue Strähnen) und asymmetrisch geschnitten. Julia ist verliebt, schreibt sie unter ihre Knutsch-Profilbilder, sie macht Herzchen und Smiley, und ihr gefallen die Seiten „Dich ersetzen kann niemand, soll niemand, und wird auch niemand“, „Das klingt versaut. Ich bin dabei“ und „Lidl“. Man will diese Julia dann von zu Hause aus anschreien und belehren, was bestimmt auch etwas damit zu tun hat, dass sie so aussieht, wie sie aussieht, nämlich richtig blöd, und man will sie rumschubsen, wobei exakt jene Erfahrung im echten Leben es vermutlich ist, die sie so für die deutschen Patrioten begeistert, weswegen „Nazis raus“ ein extrem dummer Spruch ist und man viel mehr diesen Ekel-Faszinosum-Reflex hinterfragen sollte, der doch eigentlich von der gleichen Seite kommt wie der Hass gegen jede andere Gruppe. abau

www.fischerverlage.de

Nils Minkmar im Gespräch  
28. Oktober, Frankfurt, Literaturhaus, 19.30 Uhr  
7. November, Berlin, Kalkscheune, 19.30 Uhr

## Eine einzigartige Röntgenaufnahme des politischen Betriebs in Deutschland

Ein Jahr lang begleitete der Publizist Nils Minkmar Peer Steinbrück durch den Wahlkampf. Er hatte exklusiven Zugang zu wichtigen Terminen und Besprechungen, zu Beratern, Mitstreitern, Konkurrenten. Er war teilnehmender Beobachter bei Veranstaltungen in der deutschen Provinz, bei Parteitag und auf Reisen quer durch Europa. Eine unvergleichliche Innenansicht des politischen Systems in Deutschland.



224 Seiten, € (D) 19,99 Ein Buch von S. FISCHER